Getreu bis in den Tod.

Skizze von A. Schöneberg.

Professor Doktor Breidenbach, ein Führender in der medizinischen Wissenschaft, kam in den Operationssaal der Universitätsklinik. Ehrerbietig grüßend traten die Studenten zur Seite, die dort in der breiten Lichtflut der hohen Glasfenster ihren Lehrer Professor Doktor Schweichard, den Vorsteher der chirurgischen Abteilung, umstanden. Die beiden Aerzte begrüßten sich mit Handschlag.

„Ich hörte soeben ...", bemerkte Professor Breidenbach mit rascher Handbewegung nach dem stummen Mann auf dem Operationstisch. „Würden Sie vielleicht die Liebenswürdigkeit besitzen, Herr Kollege? Wer und was ist es?"

Die knappe Art Breidenbachs war allen bekannt und störte den Kollegen nicht. Bereitwilligst erteilte er die gewünschte Auskunft: „Ein Bettler aus einem Vorstadtrevier. Hat sich in einer Blechbüchse ein Kohlenfeuer angezündet. Im geschlossenen Raum. So kam, was kommen mußte: Kohlenoxyd!"

„Und der Mann ist ohne Zweifel tot?"

„Ohne Zweifel, Herr Kollege!"

„Noch eine Frage, bitte: Wann starb der Mann?"

„Vor einer Stunde ungefähr. Die einliefernde Polizei sagte aus, daß der Körper des Verstorbenen noch warm gewesen wäre."

„Ich danke Ihnen, Herr Kollege. Darf ich einige Fragen an Ihre Hörer richten?"

„Bitte schön!"

Doktor Breidenbach wandte sich mit kurzem Ruck den Studenten zu und fragte mit klingender Stimme: „Meine Herren, würden Sie für diesen Mann den Totenschein ausstellen?"

Prompt kam die Antwort: „Ohne Bedenken, Herr Professor."

Breidenbach blickte einen der nächsten an und sagte auffordernd: „Wollen Sie es, bitte, beweisen, daß dieser Mann den Lebenden nicht mehr zuzuzählen ist!"

„Gern, Herr Professor!"

Der Student begab sich an den Experimentiertisch und kam mit Bunsenbrenner und Siegellack zurück, entblößte die Schulter des Toten und ließ etwas flüssigen Lack darauf fallen. Die erkaltete Masse blätterte er ab — ein brauner Fleck wurde darunter sichtbar. Der Student deutete darauf und bemerkte: „Sehen Sie selbst, Herr Professor! Die lebende Haut würde unbedingt Brandblasen ziehen, hier ist keine Spur einer Blase festzustellen."

„Sie haben recht, mein Freund. Und dennoch ... wer weiß, wo das Leben aufhört und der Tod beginnt!" Seine Lippen murmelten die letzten Worte kaum hörbar. Die Spannung der Zuhörer stieg immer höher. Mit Staunen blickten sie auf ein braunes Medizinfläschchen, das ihnen der Professor entgegen hielt.

Tiefes Schweigen stand ihm entgegen. Lange.

Endlich begann der Professor zu sprechen. „Es ist Adrenalin, jenes seltsame Gift, das die Nebenniere erzeugt. Es wirkt gefäßverengend. Sie kennen es alle. Und außerdem ist die Spur eines anderen Stoffes darin, dessen Geheimnisse ich Ihnen bald zum Segen der Menschheit zu enthüllen hoffe."

Breidenbach brachte eine silberne Spritze zum Vorschein und spritzte dem Verstorbenen eine Dosis der geheimnisvollen Flüssigkeit in die Bindegewebe der Brust.

„Bitte, unternehmen Sie jetzt Wiederbelebungsversuche!"

Willig nahmen die Studenten die Rettungsversuche, die sie vor wenigen Minuten als aussichtslos eingestellt hatten, wieder auf.

Es herrschte wortlose Ergriffenheit im Saal. Zehn Minuten verstrichen, fünfzehn, achtzehn ... Da, ein Ruf der Ueberraschung aus dem Munde eines Studenten. Das vorher wachsgelbe Gesicht des Toten schien wie von einer leichten Röte überhaucht. Die Studenten verdoppelten ihre Anstrengungen. Einer lauschte mit dem Hörrohr nach dem Herzen. Plötzlich sprang er, wie von einem Schlag getroffen, zurück. Sein Schrei durchzitterte den Raum: „Das Herz schlägt!" — Der Tote war ein Lebender.

Die Jugend riß, beglückwünschend, dem Professor fast die Hände aus den Gelenken. Es dauerte lange, bis Schweichard sprechen konnte. „Herr Kollege — ich bin erschüttert — unmöglich — wenn ich es nicht mit meinen eigenen Sinnen erlebte ... und Sie können jeden Verstorbenen wieder ins Leben zurückrufen?"

Breidenbach schüttelte entschieden den Kopf. „Nein, das kann ich nicht. Das wünschte und hoffte ich auch nicht. — Nur gesunde, lebensfähige Personen, die durch einen Unglücksfall verschieden, können gerettet werden, Erstickte, Ertrunkene, vom elektrischen Strom Getroffene. Nur dürfen höchstens zwei Stunden bis zum Einsetzen der Rettungsmöglichkeit verstreichen."

Das Glück des Professors war offensichtlich. Er war gesund, glänzend begabt, vom Forscherglück sichtbar begünstigt, finanziell unabhängig; er führte eine glückliche, mit Kindern gesegnete Ehe. Und nun wieder diese Entdeckung, deren Ausmaße sich noch gar nicht absehen ließen! —

Nur wenig später war es. Nachmittags. In der Privatwohnung Schweichards läutete das Telephon Sturm. Ein Gestammel und Weinen erklang vom anderen Ende der Leitung, so daß man erst nach langen Minuten die Anrufende erkannte. Es war Breidenbachs Zimmermädchen. In vollständiger Auflösung. Die gnädige Frau habe ein Bad nehmen wollen — der Ofen müsse in Unordnung sein — erstickt ... tot! Der Herr Professor nicht zu Hause! ...

Schweichard jagte im Kraftwagen nach der Wohnung des Kollegen, alarmierte die Klinik, leitete die Rettungsversuche. In 15 Minuten war die halbe Stadt auf der Suche nach dem Professor, dem einzigen, der das Mittel zur Rettung besaß. —

Vergebens! — Nach Stunden kam der Unglückselige. Heiter. Erfrischt. Er hatte, um auszuspannen, eine Fußwanderung in die Umgebung unternommen und im nächsten Dorf einen Unglücksfall miterlebt. Beim Dreschen war ein Arbeiter mit der Hochspannungsleitung in Berührung gekommen und tot niedergesunken. Breidenbach, der sein belebendes Mittel im Kraftwagen aus der Klinik herbeischaffte, hatte ihn zu retten vermocht.

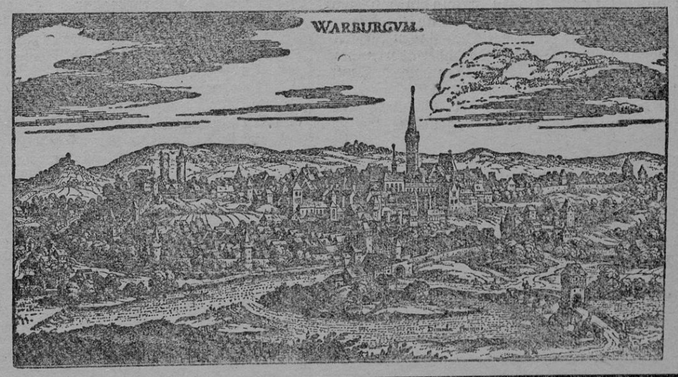
Nun war seine Frau die nächste, der er die Spritze ansetzen mußte. Mit erstarrtem Gesicht tat er es selbst. Er wußte, daß er zu spät kam. Schon über vier Stunden! Da war jede Hoffnung vergebens. Sein heißgeliebtes Weib, die Mutter seiner Kinder, gehörte für immer einer andern Welt an.

Der Professor hockte an dem Lager der Toten. Plötzlich sprang er auf, sah sich mit flackernden Augen um und wankte mit taumelnden Schritten hinaus. Niemand wagte den Mann mit den verzerrten Zügen zu halten. Wider Erwarten kam er jedoch nach ein paar Minuten zurück und drückte Schweichard ein Bündel eng beschriebener Blätter in die Hand.

„Da — da ..." Ein Lallen entrang sich seinem Munde. Sonst kein Laut. Dann machte er eine hastige Bewegung, als wenn er sich einen Ueberzieher anziehen wollte, schritt dem Ausgang zu, blieb vor einem der Assistenzärzte stehen und fragte langsam, wie geistesabwesend: „Wollten Sie nicht mit zum Promenadenkonzert, Herr Kollege? — Hören Sie doch ... wie die Musik spielt, so schön — wie — sie spielt! ... Hören Sie's? — Was ist's denn bloß? ... Ach, jetzt erkenne ich's! Es ist ja das ‚Wienerlied' von Kreisler. Ah es ist wunderbar! ... Da wird sich meine Frau aber freuen! Sie hat es immer — immer" eine Erinnerung schien ihn zu überkommen, er lachte glückselig — „immer so gern gespielt. — Nun wird's aber Zeit, meine Frau wartet unten auf mich. Meine Straßenbahnkarte läuft auch ab, wenn ich mich nicht beeile! Auf Wiedersehen ..."

Da hielten ihn kräftige Arme sanft zurück. Draußen schüttelte der Wintersturm kahle Aeste. Kein Promenadenkonzert lockte. Professor Schweichard blickte mit tränenden Augen auf die Blätter in seiner zitternden Hand: Die Analysen des neuen Heilmittels lagen vor ihm. Der Entdecker war wahnsinnig geworden; aber sein letzter, klarer Gedanke hatte den Analysen gegolten, sie der Menschheit zu retten.

Warburger Warte



Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 17 — 27. Februar 1929 — 4. Jahrgang

König Olafs Lied

ROMAN von WOLFGANG MARKEN

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU SA.

(26. Fortsetzung.)

Keiner auf dem Rolandshof wußte, daß Heyden seine Stimme wiedergefunden hatte, denn der alte Hanus schwieg, getreu dem Versprechen, das ihm Willmar abgenommen hatte.

* * *

Kurz nach Pfingsten fuhr Willmar nach Berlin, nicht ohne daß er der kleinen Else versprochen hatte, ihr etwas Feines mitzubringen. Sein erster Weg war zu dem Generaldirektor Berthold.

Der war sehr erstaunt und begrüßte Heyden herzlich.

Sie kamen ins Plaudern, und Heyden erzählte ihm von der Oper seines Freundes Rosen.

Interessiert hörte Berthold zu und erbat sich dann die Partitur. Er überflog sie und bemerkte: „Daß die Oper wundervoll instrumentiert ist, das sehe ich als Fachmann. Man sollte es nicht glauben. Ein Heideschulmeister! Ja ja, in der Stille reift manches Talent. Sie möchten nun gern, daß Ihres Freundes Werk an der Staatsoper aufgeführt wird."

Heyden nickte und sagte: „Das möchte ich allerdings. Ich bin schon zufrieden, wenn Sie die Oper mit Ihrem Orchester einmal durchspielen. Ich weiß dann, daß die Staatsoper König Olafs Lied bringen wird."

„Sie sind sehr hoffnungsfroh, lieber Heyden. Ist die Oper wirklich so gut?"

„Sie ist es! Ein klein wenig kann ich das auch beurteilen."

Die Sicherheit Heydens verfehlte ihre Wirkung auf Berthold nicht.

„Haben Sie die Orchesterstimmen mit?"

„Ja. Ich habe sie selbst geschrieben."

„Also, mein lieber Heyden, ich will die Oper einmal durchspielen, gleich mit dem Orchester. Meine Musiker werden diese Sonderarbeit gern tun, denn der Name Heyden hat bei ihnen einen guten Klang. Man wird es nicht vergessen, daß Sie dem Pensionsfond der Musiker seinerzeit 30 000 Mark stifteten. Dem Intendanten werde ich es mitteilen und ihn bitten, daß er beiwohnt. Er wird es tun. Auch bei ihm haben Sie noch heute einen großen Stein im Brett. Er ist immer noch voll Hoffnung, daß Sie eines Tages wieder singen werden. Wie steht es überhaupt mit Ihrer Stimme? Ist sie noch nicht wieder geworden?"

Ausweichend antwortete Heyden: „Etwas, aber sie langt noch nicht wieder aus."

„Oho, Herr Heyden! Das klingt aus Ihrem Munde ganz hoffnungsvoll. Etwas heißt bei Ihrer sprichwörtlichen Bescheidenheit sehr viel. Wollen wir nicht eine Probe machen?"

„Heute nicht. Vielleicht später! Ich muß noch warten, muß mich schonen."

Diese Notlüge war ihm peinlich, und er wurde vor Verlegenheit rot.

Der Generalmusikdirektor sah es und klopfte ihm auf die Schulter. „Lieber Heyden, jetzt werde ich mit dem Intendanten die Hoffnung teilen."

„Hoffen Sie nicht zu viel, Herr Berthold."

* * *

Generalmusikdirektor Berthold hatte sich nicht getäuscht. Der Intendant war sofort einverstanden, sich die Oper anzuhören, und die Musiker erklärten sich bereit, am nächsten Vormittag die Oper mit dem Generalmusikdirektor durchzuspielen.

„Es ist für Heyden," sagten sie. „Das ist selbstverständlich. Der war der vornehmste Mensch, den wir an der Staatsoper kannten und dazu der größte Künstler. Für Heyden tun wir es."

* * *

Am nächsten Morgen fand die erste Interpretation des Rosenschen Werkes statt.

Außer dem Intendanten, der Heyden äußerst liebenswürdig begrüßte, waren noch verschiedene Sänger und einige namhafte Musikkritiker der Berliner Presse anwesend, die der Intendant gebeten hatte.

Die Oper gefiel restlos. Nicht nur das Orchester mit seinem Dirigenten war von dem hochmusikalischen Werke eingefangen, auch die Musikkritiker waren überwältigt.

„Was sagen Sie, Doktor?" fragte der Intendant den gefürchteten Dr. Wassermann.

„Sagen!" polterte Wassermann in seiner groben Art. „Hier gibt es nichts zu sagen! Hier heißt es aufführen! So ein musikfrohes Werk fehlt uns doch wahrlich! Lassen Sie sich um Himmelswillen die Erstaufführung nicht von einer Provinzbühne wegschnappen, ganz Berlin wäre Ihnen böse."

Heyden war glücklich über den spontanen Erfolg des Werkes. Daß Wassermann, der sonst immer am besten Orchesterwerke etwas auszusetzen hatte, für die Oper einmal, das ging über seine kühnsten Erwartungen.

Der Intendant bat Heyden, ihm in sein Büro zu folgen. Heyden dankte dem Generalmusikdirektor und den Musikern und folgte dem Geheimrat.

Im Büro sagte der Intendant: „Wir wollen nicht viele Worte machen, lieber Heyden. Die Oper ist ausgezeichnet und trägt den Keim zu einem ganz großen Erfolg in sich. Ich akzeptiere sie für die Staatsoper . . . und muß nur bedauern, daß Sie nicht die wundervolle Rolle des Olaf singen können. Die läge Ihnen ausgezeichnet. Schade! Das hilft aber nichts. Da muß eben Herr Dalbade heran. Sie wissen doch, daß wir mit Herrn Dalbade wieder abgeschlossen haben?"

Willmar hatte es einen Stich bei der Nennung des Namens gegeben, aber er ließ das unangenehme Gefühl nicht spürbar werden.

„Ich habe davon gehört, Herr Geheimrat."

„Ich bereue beinahe, daß ich es getan habe, aber man hat mich förmlich dazu gedrängt. Die Staatsoper braucht einen überragenden Sänger. Und jetzt . . . ist der Teufel los. Er möchte das ganze Regiment an sich reißen, alles soll nach seiner Pfeife tanzen. Es ist für mich direkt bitter."

„Ich würde mich an Ihrer Stelle anders verhalten, Herr Geheimrat, etwas gröber. Ich halte das für die richtige Art, einem Herrn . . Dalbade gegenüber."

Stuckbaur seufzte auf. „Vielleicht haben Sie recht, Herr Heyden. Also, kommen wir wieder zur Sache. Die Oper ist akzeptiert. Ich werde mit ihr die Winterssaison eröffnen. Ich verspreche mir einen großen Erfolg. Haben Sie Vollmacht, abzuschließen?"

„Die habe ich, allerdings nicht schriftlich."

„Wenn Sie es mir sagen, dann genügt es."

Sie erörterten dann die geschäftliche Seite und kamen in allen Punkten sofort ins Reine.

Um die Mittagszeit war der Vertrag geschlossen, und Heyden verabschiedete sich dankerfüllt.

Als er gegangen war, fiel dem Intendanten ein, daß Miß Astor ihn um Heydens Adresse gebeten und er vergessen hatte, dies Heyden zu sagen.

Und im gleichen Augenblick stellte er fest, daß er vergessen hatte, für sich selbst die Adresse auszubitten.

Aber er beruhigte sich: „Er wird ja schreiben."

Heyden suchte Geheimrat Spranger auf.

Aber er traf ihn nicht an, denn der Geheimrat hatte eben Miß Astor zur Bahn begleitet, die sich nach Amerika einschiffte, um verschiedene Angelegenheiten vermögensrechtlicher Art zu erledigen. Sie hoffte, in einigen Wochen wieder zurück zu sein.

Heyden wurde von Renate empfangen.

Sie war sehr blaß, als sie in Heydens Antlitz schaute.

Die Begrüßung litt unter einer starken Befangenheit.

„Mein Vater ist auswärts," sagte Renate. „Es ist sehr schade. Bleiben Sie länger in Berlin?"

„Nur heute . . gnädige Frau. Ich möchte Sie bitten, ihm meine herzlichsten Grüße auszurichten. Im September komme ich wieder einmal nach hier. Ich benutze dann die Gelegenheit zu einem Besuch."

Er hatte sich schon wieder erhoben.

„Bitte bleiben Sie noch ein wenig," bat Renate. „Früher sind Sie auch länger geblieben."

„Früher!" wiederholte er versonnen.

„Sie haben gewiß das Früher vergessen, Herr Heyden?" Warm einschmeichelnd war die Stimme.

Heyden schüttelte den Kopf. „Nein, ich denke gern an manche Stunde in diesem Haus zurück."

„Wir waren damals gute Freunde, Herr Heyden."

„Wir waren gute Freunde," wiederholte er.

„Ist Ihre Freundschaft für mich erloschen, Herr Heyden?"

Er sah die heißen Augen des jungen Weibes auf sich gerichtet, alte Bilder wurden wieder wach. Er dachte an seine Hoffnung von einst, die unerfüllt geblieben war.

Jetzt saß die, die er begehrt hatte, als junges Weib vor ihm, schön und begehrenswert wie einst.

„Sie müssen mir die Antwort auf Ihre Frage erlassen, gnädige Frau," nahm Heyden wieder das Wort. „Dem Hause Spranger bringe ich nach wie vor in Dankbarkeit für die schönen Stunden, die ich hier verlebte, die größte Wertschätzung entgegen."

„Wertschätzung ist ein Wort, Herr Heyden, das nichts sagt und alles verbirgt. Sie grollen mir, Herr Heyden?"

„Ich grolle Ihnen nicht. Es ist alles Schicksal, und . . . jeder ist seines Glückes Schmied. Ich habe es nicht verstanden, ich habe etwas gesucht, was es wahrscheinlich nicht gibt."

Da legte sie ihre Hände auf seine Rechte.

„Sie haben verwunden, Herr Heyden?"

Willmars Miene wurde härter.

„Ja!" sagte er.

Sie atmete schwer. Ihre Augen ruhten voll auf ihm, als sie wieder zu sprechen begann:

„Wir Frauen . . verwinden nicht so leicht, Herr Heyden. Wir gehen leichter in die Irre als die Männer und werden schwerer fertig mit dem Weh. Ein Mann findet sich damit ab. Es ist doch so, Herr Heyden."

„Nicht ganz. Wir Männer gehen in die Irre, weil wir lieben. Das ist meist der Grund bei uns. Die Frau geht in die Irre, wenn Sie . . . nicht liebt. Das ist ein Unterschied."

„Sie sind ungerecht, Herr Heyden," sagte die Frau leidenschaftlich. „Ich habe schlecht an Ihnen gehandelt, das weiß ich. Ich habe auf die Stimme der Feigheit und Eitelkeit ich habe auf meine verblendete Mutter gehört. Ja, ich war schuldig, ich kann es nicht leugnen. Aber . . ich habe gebüßt. Ich bin festgekettet an den Mann, den ich . . . nicht liebe. Wenn ich könnte, ich würde die Ketten zerbrechen. Mein . . Mann ist nicht schlecht, er ist das, was man einen guten Kerl nennt, aber . . er ist kein Mann, keiner, den ein Weib mit aller Inbrunst zu lieben vermag."

Heyden sah das bebende Weib an, das auf ein Wort von ihm wartete, und entgegnete langsam: „Wenn . . . sie das überhaupt vermag."

„Ich kann Ihnen nicht helfen!" sagte er hart.

„Ist das Ihre ganze Menschlichkeit?" entgegnete sie bitter.

„Menschlichkeit?" sagte er und seine Gestalt reckte sich. Hart war sein Gesicht und seine Augen blitzten. „O, sprechen Sie das Wort nicht so leichtfertig aus. Es wird soviel Spott mit ihm getrieben. Ihnen . . kann ich nicht helfen, das können nur Sie selbst. Ich warb um Sie, weil ich Sie liebte. Ich war nicht mehr der Sänger Heyden, dem Sie alle zujubelten . . . und der Mensch Heyden war Ihnen nicht mehr gut genug. Das war Ihre Sache. Es war bitter für mich, aber wahr und wahrhaftig . . . ich habe Ihnen nichts nachgetragen. Aber mußten Sie sich . . verzeihen Sie, wenn ich unbarmherzig offen bin . . mußten Sie sich dem ersten besten Manne in die Arme werfen? Sie sind zweimal in die Irre gegangen. Mir brachten Sie die bitterste Enttäuschung meines Lebens, bereiten Sie die nicht noch dem andern. Und vergessen Sie nicht, daß eine Ehe nicht nur eine heilige, sondern auch eine Sache des guten Willens ist."

Diese klaren, unbarmherzigen Worte trafen sie hart. Totenblaß saß sie ihm gegenüber.

„Und doch . . ich bitte Sie! Helfen Sie mir aus dieser Irre. Sagen Sie mir, was ich tun soll."

„Lieben Sie den Mann, der Ihnen vor Gott angetraut worden ist, versuchen Sie, ihn zu lieben. Sie sagten, er ist gut. Ich glaube es, denn ich habe, als ich ihn sah, denselben Eindruck bekommen. Gut, gnädige Frau! Das ist unendlich viel. Es sind nicht allzuviele unter den Menschen, denen man dieses Beiwort geben kann. Gutsein, das ist kein schlechter Grund für die Ehe. Er ist kein Mann, sagten Sie. Dann machen Sie ihn zum Mann. Das muß eine Frau, wenn sie ein ganzer Kerl ist, können. Versuchen Sie es!"

Heyden erhob sich und streckte ihr die Hand entgegen. Sie sah ihn lange und traurig an. Dann nickte sie und sagte leise: „Ich will es versuchen."

* * *

Heyden verließ die Villa Spranger. Als er durch das Vestibül des Hauses schritt, hörte er jemand leise seinen Namen rufen.

Er wandte sich um und sah den Reichsgrafen von Siechem, den Gatten Renates, auf sich zukommen. Heyden blieb stehen.

Der Reichsgraf streckte ihm verlegen die Hand entgegen, nahm die seine und drückte sie fest.

„Herr Heyden," sagte er bewegt, „wie soll ich Ihnen danken?"

„Sie mir, Herr von Siechem?" fragte Willmar erstaunt.

„Ja! Ich . . . habe durch Zufall die Unterredung, die meine Frau mit Ihnen hatte, angehört. Ich danke Ihnen für Ihre Worte. Wenn meine Ehe doch glücklich werden sollte, dann ist es Ihr Verdienst. Ich werde immer in Ihrer Schuld stehen und den herrlichen, den großen Menschen Heyden dankbar bewundern, denn . . . ich liebe meine Frau. Verstehen Sie mich? Ich bin nicht überschwänglich, ich bin ein ganz nüchterner, unbedeutender Mensch, aber . . . ich liebe meine Frau."

(Fortsetzung folgt)

Die letzte Fahrt.

Skizze von Otto Knab-Starnberg.

Jedesmal, wenn Klaus Arndt über den Domplatz zum Bahnhof hinüber schritt, kam er sich so unendlich klein gegen den Kölner Domriesen vor, daß in den zwölf Jahren fast eine Abneigung gegen das Bauwerk in ihm entstanden war. — Die Glocken läuteten zur Sonntagsvesper. Klaus wollte eben zur Diensthalle einbiegen, da fiel ihm ein Knäuel von Menschen auf, die sich aufgeregt um eine Telegrammtafel drängten. Er hob seine gedrungene Gestalt über die unverständlich murrenden Köpfe; da — hart wendete er und schritt mit ausstoßenden Tritten weiter. Bahnkatastrophe — nur das eine Wort hatte er gelesen und — 18 Tote. Bleich, mit gestrafften Zügen im knochigen Gesicht trat er in die Dienststube und meldete sich. Warum mußte gerade er heute den Hollandzug fahren! Ein paar Blätter nahm er in Empfang, die ihm der Beamte mit einem langen, eigentümlichen Blick übergab. „Achtzehn Tote", flüsterte Klaus Arndt und sah verloren seinem Vorgesetzten in die Augen. Aber darin bemerkte er nicht das Mitgefühl eines Menschen, sondern nur eine Strecke vor sich und den Dammbau und die Brücke und wieder den Bau und dazwischen immer die wütend tanzenden Buchstaben: K..a..t..a..s..t..r..o..p..h..e... „Sie fühlen sich doch wohl?" hörte er eine Stimme neben sich, dann seine eigene schale Antwort und wieder die andere Stimme: „Also Glück auf, Arndt!" Als er die Tür hinter sich schloß, schlug die große Domglocke zum letzten Mal wuchtend aus, dreimal, viermal.

Dann stand er an der Maschine. Die dampfte wie ein Pferd, das von der Rennbahn kommt. Arndts Blick glitt über die mächtigen glänzenden Flanken seiner „Hex", wie er sie nannte. Der Heizer trat zu ihm. Sie sahen sich an. „Das Vierte in dem Monat", sagte trocken der rußige Mann mit dem kahlen Schädel. „Wieder achtzehn Tote", murmelte der Führer zwischen den Zähnen. Der holländische Maschinist, der den Zug bis Köln gebracht hatte, verabschiedete sich mit einem Händedruck, Arndt prüfte mit der Oelkanne in der Hand nochmals seine „Hex", als ein noch junger stämmiger Mensch auf ihn zutrat: „Na, Führer, bringen Sie mich gut heim!" Damit drehte er sich auf dem Absatz um, ging einen Schritt, schaute wieder zurück in das bleiche Knochengesicht mit dem herunter hängenden grauen Schnurrbart und dem spärlichen Haar. Da sahen ihn zwei flackernde Augen an, so als sähen sie durch ihn hindurch, daß er sich ärgerlich auf die Lippen biß. Er hätte das nicht sagen sollen, er hatte nicht an das Unglück gedacht. — Leer war jetzt der Bahnsteig. Wie mit verhaltener Wut fauchte die Maschine aus der Halle.

Allein in einem Abteil zweiter Klasse schritt der junge Mensch auf und ab. Himmel, wie es wohl daheim aussehen mag bei der Mutter! Ob sie wohl noch immer bei Geheimrats zum Waschen geht? — Ach nein, die Alten werden längst tot sein. Und ob sie noch immer die Zeitung zu den Leuten trägt? Ja, irgend etwas wird sie tun. Die dürre kleine Frau hat immer zu arbeiten gefunden. Er muß lächeln, in lieber Erinnerung, wenn er an sie denkt. Er hat sie eigentlich immer mehr für ein Mädel als für seine Mutter gehalten. Sogar noch, wie er ihr durchgebrannt ist als kaum Fünfzehnjähriger. Damals heulte er sicher genau soviel wie sie daheim. Aber er konnte es nicht mehr mit ansehen, wie sie darbte und schaffte, um für Zwei sich abzurackern, wo sie es doch kaum für sich allein fertig brachte. Und ob er wohl den schwarzen Kerl wieder findet, um den die Mutter so oft geweint hat? Der wird jetzt auch ein Mensch mit grauen Haaren sein. Ja richtig, und auch Mutter ist sicher alt. Aber sie lebt noch, das weiß er sicher, das spürt er. Er hat damals nie begriffen, warum der schwarze Kerl, zu dem er Vater hat sagen müssen, das Mutterle nicht geheiratet hat. Wie das wohl alles geworden ist? Im Abteil sind die Lichter aufgeflammt. Er zieht den Schirm vor die Lampe, will schlafen. Aber das kann er nicht, jetzt nicht, wo er nach fast zwanzig Jahren wieder der Heimat entgegen fährt. Und da wird im Rhythmus der Fahrt eine andere Bahnfahrt vor zwanzig Jahren lebendig, wie er als Bub unter dem Wagen liegend zwischen den Rädern und den Schienen von München nach Hamburg gefahren ist. Er weiß heute nicht mehr, wie er es fertig gebracht hat. Ach ja, und dann — da gab es Püffe und Fußtritte, aber dazwischen auch ein Stück Wurst aufs Brot. Und Glück hat er gehabt. Und er freut sich noch jetzt über seine ersten Prügel auf dem Fischdampfer, auf dem er schließlich doch seine Schiffsjungenlaufbahn begonnen. Schiffsjunge, Matrose, Maat, Steuermann, Kapitän — und heute Reeder. Das war ein Weg! —

Klaus Arndt lehnt sich gekrampft zum Führerstand hinaus. In der Hand hält er noch den Zettel, der ihm die Umleitungsroute vorschreibt, damit er nicht die Unfallstelle passieren muß, das kleine Nest, in dem jetzt achtzehn Tote liegen. Wieviel sind wohl darunter, die auch in Gedanken gebettelt haben mögen: „Bringen Sie mich gut heim!" Der Junge mit dem verwitterten Gesicht hat das so warm zu ihm gesagt. Immer wieder reißt er seine Gedanken los vom Sinnieren, bohrt seinen Blick dem Scheinwerferlicht nach. Tut einen Griff am Führerstand, einen Blick auf die Meßinstrumente, sinniert wieder und horcht auf den Pulsschlag seiner „Hex" und auf die Melodie der Schienen. Jetzt wird gleich die Stelle kommen, wo gestern nacht das große Unwetter niederging. Zitternd dämmert es in einem schmalen Streifen weit draußen am Horizont. Da befällt ihn mit einem Mal ein klammerndes Gefühl der Unsicherheit, als ob die Melodie der Schienen nicht mehr gleichmäßig schwinge. Seinem Heizer brüllt er es zu. Der horcht mit. Arndt greift an den Hebel, langsamer wird die Fahrt. In der Ferne liegt ein weißer Nebel über dem Boden. Behutsam tastet sich der Zug weiter ins Morgengrauen. Aus dem Nebelweiß lösen sich Fetzen. Klaus Arndt steht kalter Schweiß um Stirn und Mund. Sind das nicht zerfetzte Menschenleiber, Menschenköpfe? Ist da nicht ein braunes Gesicht, das ihm entgegen schreit: „Bring mich gut heim!" Und tanzen darum nicht Zahlen, Zahlen, und schreien die Räder nicht a..c..h..t..z..e..h..n.., achtzehn ... T..o..t..e... Tote? Arndt greift in die Hebel, reißt, drückt, die Maschine stöhnt angstvoll auf. Nun gleiten sie über den Nebelfleck. Der zerteilt sich. Wasser lockt unter ihm. Spiegelndes, blitzendes Wasser, wo doch sonst Rasen stand. Der Heizer schreit: „Ueberschwemmt". — „Unterspült", denkt der Führer ... Indes kriecht der Zug ächzend über die Stelle dem Wald zu. Und wie er ihn erreicht, mit dumpfem Brüllen die Maschine die Steigung nimmt, fährt sich Klaus Arndt mit steifen Fingern durch das feuchte Haar. Das ist jetzt weiß. Der Heizer denkt, er spreche ein Stoßgebet, wie er den Führer murmeln sieht. Der stammelt vor sich hin: „Ich bring dich heim." —

Auf der Polizeidirektion München hat man dem Reeder Niklas Franz bedeutet, die geborene Elisabeth Franz sei seit 16 Jahren verheiratet mit dem Lokomotivführer Klaus Arndt. Dessen Dienstort könne er am besten auf der Bahn erfahren. — So steht jetzt der junge Mann im Dienstzimmer der Bahninspektion, nach dem Aufenthaltsort Klaus Arndts zu fragen. Nach kurzem Suchen in der Kartothek wird ihm Bescheid: „Angestellt bei der Reichsbahndirektion Köln." — Also noch nicht daheim, denkt der Besucher. Da sagt ihm der Beamte plötzlich: „Uebrigens ist er augenblicklich in München, wenn Sie ihn zu sprechen wünschen; er hat den Hollandzug heute nacht gefahren." Dann war ja — die hohe Glastür schiebt sich langsam auf, ein Knochengesicht mit weißem Haar und grauem Knebelbart. Der Mann hat einen großen Brief in Händen: „Sie sind Klaus Arndt?" Der Alte nickt. — „Vater!" schreit da der Junge, packt ihn an den Schultern und schaut ihm leuchtenden Auges ins greis gewordene Gesicht. „Du, Du hast mich heim gebracht." Der Alte starrt den Jungen lange an, dann wird sein Mund zu einem guten Lächeln, er deutet auf den Brief und sagt: „Es war meine letzte Fahrt. Komm mit zur Mutter."

Der schiefe Turm von Etampes.

Man macht soviel Wesens vom schiefen Turm zu Pisa, und dabei steht dieses Bauwerk mit seiner Abweichung von der Lotrechten keineswegs vereinzelt da. So weist beispielsweise auch der Turm der Kirche Saint-Martin in Etampes eine Neigung zur Erde auf und übertrifft den Pisaer Kollegen sogar noch dadurch, daß diese Neigung von Zeit zu Zeit wechselt. Das Fundament ruht nämlich auf einer Lehmschicht, die bei Regenwetter aufquillt und die Stellung des Turms verändert. — Auch Deutschland kann mit einem schiefen Turm aufwarten. Es ist der St. Jakobi-Turm in dem ob seines einzigartigen Rosariums bekannten Städtchen Sangerhausen.